

Leseprobe aus:

Jens Bisky

Geboren am 13. August



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

2. WIR PROLETARIER

Ich bin im Kommunismus groß geworden, der 1966 im Leipziger Osten zur Untermiete wohnte. Glücklicherweise lagen die zwei winzigen Zimmer im dritten Stock zum Hinterhof, sodass die Straßenbahn Nr. 22, die vor dem Haus mit landestypischem Quietschen hielt, meinen Schlaf nicht störte. Hätte sie mich geweckt, so hätte mein Geschrei die Fortschritte der Wissenschaft aufgehalten: Hier wurde gearbeitet. Weder Fernseher noch Klospülung unterbrachen den Gedankengang. Das WC befand sich eine halbe Treppe tiefer.

In meiner Vorstellung kann ich vom Gitterbett im elterlichen Schlafzimmer über die Aschenkästen auf dem Hof bis zur Rückseite der «Grünen Schenke» schauen, dem verwunschenen Ort, der sein Geheimnis nie preisgegeben hat. Als ich geboren wurde, lagerten dort Möbel; in einer besseren, längst versunkenen Zeit aber müssen vor den mit Stuck, Gold, Spiegeln und hellgrünen Arabesken schwungvoll verzierten Wänden Vorstadtpaare getanzt haben, Blicke und Küsse tauschend.

Es gab in Leipzig an allen Ecken schäbig gewordene Überbleibsel einer untergegangenen Welt, Mauerreste, verblasste Inschriften, verwitterte Passagen und Toreinfahrten, verfallende Türme in Parks. Was aus der bürgerlichen Epoche der Stadt noch stand, führte meine Phantasie in die Ferne einer unerschlossenen Vergangenheit, diente ihr als Ersatz für die fehlenden Ritterburgen. Die Gegenwart war geschäftig, frisch, frei und auf unangestregte Weise ernst zugleich.

Meine Eltern, beide Studenten, waren ein schönes Paar: er ein etwas kurz geratener Belmondo, sie eine Lollobrigida, die es ins Sächsische verschlagen hatte, wo sie mit ihren üppig wuchernden tiefschwarzen Haaren und dem dunklen Teint als Exotin auffiel, und das mit Freude.

Welchem Film mein Vater bei der Einrichtung seines Arbeitszimmers gefolgt war, konnte ich nie herausfinden, aber ich zweifle nicht daran, dass er daheim nachstellte, was ein findiger Bühnenbildner in Cinecittà oder andernorts vorge-macht hatte. Auf dem großen Schreibtisch aus Hellerau stand eine graue Reiseschreibmaschine, die Lädierungen beim «e» und beim «y» aufwies. Wie ich heute schlug mein Vater auf die Tastatur, als gelte es, Erz aus dem Berg zu brechen. Er schrieb langsam, aber entschlossen, vergraben in einem Durcheinander aus Manuskripten, Blaupapier, dicken Bündeln des dünnen, durchscheinenden Durchschlagpapiers, umgeben von Zetteln, Textfetzen, herausgeschnittenen Sätzen oder auch längeren Abschnitten, die an irgendeiner Stelle wieder eingeklebt werden sollten. Schreiben schien, wenn mein Vater es tat, eine körperlich herausfordernde Tätigkeit. Jede Manuskriptseite wirkte durch rote, blaue, grüne Unterstreichungen, durch Randnotizen in einer für alle Zeiten unlesbaren Handschrift, durch aufgeklebte oder angeheftete Zusätze wie ein unersetzliches Original. Dennoch erfreute sich keine der Seiten besonderer Schonung, Spuren von Zigarettenasche und Abdrücke des Teeglases zierten die Blätter. Ohne eine halb volle Kanne schwarzen Tees war der Schreibtisch nicht komplett. Aufgerissene Karo-Packungen lagen neben Sicherheitszündhölzern und einem selten genutzten Pfeifenbesteck. Der silbern-schwarze Aschenbecher mit Drehknopf war stets übergelb.

Mein Vater saß keineswegs geduldig an diesem Tisch. Er lief, als hätte man ihn eingesperrt, beständig auf und ab, setz-

te sich kurz hin, hackte lautstark auf die gehorsamen Tasten. Ich liebte das mechanische Klingeln, das am Ende jeder Zeile ertönte, und das Ratschen des eingespannten Papiers, wenn ihm durch Hebelzug befohlen wurde, eine Zeile weiterzurücken. Die Geräuschfolge erklang zwei-, dreimal, dann sprang Vater auf, als habe ihn all das unzulässigerweise aufgehalten, und schritt wieder zügig durchs Zimmer. Der braune, gemusterte Teppich zeigte, seit ich denken konnte, eine hellere, vielleicht zwei Meter lange Laufspur in der Mitte. Von der Dissertation A zur Dissertation B zum ersten populären Buch wurde die Rennstrecke der Gedanken stetig lichter, dann löste sich das Gewebe auf.

Wann immer man mich fragt, ob ich der Sohn meines Vaters sei, sehe ich ihn so vor mir: wie er, eine Zigarette in der Hand, mit nachdenklichem Blick zwischen Schreibtisch und Bücherregal hin- und hergeht. Er war fünfundzwanzig, als ich zur Welt kam, und er war ein Habenicht, der an die Wissenschaft glaubte.

Auch meine Mutter hatte lediglich ein paar Möbel und eine nie ermattende Begeisterungsfähigkeit mit in die Ehe gebracht. Energisch organisierte sie den Alltag, um Zeit für jene Traumwelten der Ferne und Vergangenheit zu gewinnen, in die sie am liebsten eintauchte. Von der ersten Stunde an nahm sie mich dorthin mit. Ihr sanfter Blick, der immer Antwort suchte, und ihre ruhige, tiefe Stimme gaben mir das Gefühl, dass die sechs und elf Quadratmeter großen Zimmer im Leipziger Osten und der karge Spielplatz um die Ecke nicht alles waren, bestenfalls Ausgangspunkt einer abenteuerlichen Reise.

In dem aberwitzigen Glauben, dass ein guter Vers etwas ist, auf das man sich verlassen kann, hat meine Mutter mich aufwachsen lassen. Sie kannte Dutzende Volkslieder und Reime, mit denen sie mich allabendlich ins Bett schickte.

Bald kamen Geschichten hinzu. Neben Märchen erzählte sie, was in keinem Kinderprogramm geboten wurde. Achill und Hektor, Zeus und Aphrodite, Romeo und Julia, den Zauberlehrling und Mephisto, Lear und Faust lernte ich kennen wie Dornröschen, den Froschkönig und die sieben Zwerge. In den ersten Jahren besaßen wir keinen Fernseher, und auch später, bis ich zwölf wurde, habe ich nur ab und an Ausgewähltes sehen, aber alles lesen dürfen. Als dumm galt, wer etwas nicht wissen wollte, sich weigerte, in die Bücher zu schauen, in denen Antworten auf alle Fragen standen.

Mutter hatte sieben Geschwister. Ihre Familie war 1945 aus dem Sudetenland vertrieben worden, in Bad Frankenhausen in Thüringen gestrandet, schließlich nach Halle gezogen, wo Oma eine Schule für Kindergärtnerinnen leitete. Oma lebte bis an ihr Ende republiktreu und mit der sozialistisch glasierten Weltsicht des Zupfgeigenhansel. Pilzesammeln, Singen, Wandern – von dieser Seite erzog mich die deutsche Jugendbewegung so unkompliziert wie geheimnislos. «Was du kannst, kann dir keiner nehmen», war Omas Wahlspruch, seit sie durch die Vertreibung alles verloren hatte. Ich habe sie und ihre Kinder, die überall in der Republik verstreuten Kleinfamilien, oft besucht, bin mit ihr mehrfach nach Prag gefahren, wo sie einst eine Stellung als Dienstmädchen innehatte, und habe an ihrer Seite auch das Sudetenland bereist, alte, grau verputzte Häuser in Reichenberg und Rumburg bestaunen müssen. Sie bedeuteten mir nichts, die Vertreibung hieß Umsiedlung und galt als verdiente Folge des Faschismus.

Oma hatte immer etwas vor. Das ununterbrochen Aktive, Engagierte, treudeutsch Ernste, das ihr eigen war, hat mich nie recht ergriffen. Es fehlte der Wunsch, ich zu sagen, für sich zu sein. Camping und Ferien im Verein haben schon von klein auf meinen Widerwillen geweckt.

Diese Reserve teilte ich mit meinem Vater, der zwar ab und an versuchte, Fußball zu spielen, aber für Bewegung um der Bewegung willen ebenso verdorben schien wie für das Dasein im Kollektiv. Seine Jugend hatte ihn zum stolzen Einzelgänger werden lassen, der er auch später blieb. Er war in Hinterpommern zur Welt gekommen, hatte die Grausamkeiten der Flucht als Vierjähriger mit ansehen müssen, die Familie über ein paar Tage gerettet, als er unterwegs ein verschimmelttes Brot fand, und in Schleswig-Holstein, wo die Biskys aus Pommern schließlich blieben, rasch begriffen, dass sie hier bestenfalls geduldet wurden.

Die Abenteuergeschichten meiner Jugend waren Geschichten aus der Landarbeiter- und Dorfarmuts-Welt meines Vaters: Erzählungen, wie er bei reichen Bauern zur Erntehelf, wie er als einer der Ärmsten doch auf das Gymnasium ging, sich als Filmvorführer etwas Taschengeld verdiente und dann 1959 mit einem Rucksack bei Boltenhagen über die Grenze floh, seitdem Bürger der DDR. Er hatte die Orte seiner Kindheit verlassen wollen; eines Tages war ihm das «Kommunistische Manifest» in die Hand gedrückt worden, und er ging, wie er erzählte, in die DDR, weil er sie für das Land hielt, das den einfachen Leuten das bessere Leben bot, weil das Vermögen der Eltern hier nicht über die Chancen der Kinder entschied.

Ich habe in meinen Schulen selten Kinder von Fabrikarbeitern getroffen, aber ich hatte einen Proletarier zum Vater, woraus eine eiserne Regel folgte: Nichts war mehr verpönt als Dünkel und Faulheit. Vater verachtete Hochnäsigkeit gegenüber denen, die mit ihrer Hände Arbeit ihren Lebensunterhalt verdienen. Und Arbeiten war die wichtigste Tugend. Das musste man können, lernen, lieben. Arbeit galt in der Familie als erotisches und transzendentes Ereignis zugleich. Wenn man sich selbst nicht schonte, keine «kleinbürgerliche

Internatszicke», verwöhnt, bedenkenreich, schwatzhaft war, dann konnte man es zu etwas bringen und Erster werden, Bester durch Leistung. Heute würde ich das die amerikanische Seite meines Vaters nennen – «getting things done» war ihm sympathischer, als über Schwierigkeiten zu reden, das Hemdsärmelige angenehmer als das Feinsinnige. Sich selbst nicht so wichtig zu nehmen, um etwas zu bewirken, zu erreichen: Das schien der Kern der Leistungsethik meiner Eltern.

Sie waren Habenichtse und also dazu verdammt aufzusteigen. Für beide war die DDR ein Abenteuer und eine Möglichkeit, Karriere zu machen. Ihre Lebensläufe mochten in den achtziger Jahren dem «sozialistischen Bilderbuch» entsprechen, aber sie kannten das Land der Umgestaltung noch, des Stündlich-sich-neu-Erfindens. Sie gehörten zur letzten Generation im Arbeiter- und Bauernstaat, die wirkliche Aufstiegsmöglichkeiten besaß, und sie waren nicht geneigt, diese ungenutzt zu lassen. Ich wurde in einer Aufsteigerfamilie groß.

Abenteuerlust, Bücherglaube, der Kult um individuelle Tüchtigkeit und die tätige Hand: Das klingt ein wenig nach 19. Jahrhundert. Aus dieser improvisierten, aber dennoch fest gefügten Wertewelt, aus den Kulissen proletarischen Bewusstseins heraus, hatten sich Vater und Mutter auf die neuesten Themen geworfen, auf das, was damals chic war: Soziologie, Psychologie, Film, Fernsehen, populäre Kultur. Ihr Lebensgefühl kann sich nicht sehr von dem unterscheiden haben, das in den Aufbau-Filmen der fünfziger Jahre herrschte: «Los geht's!» Heute scheint mir, dass ihr Elan, der Pioniergeist, den sie ausstrahlten, aus dem Wunsch herrührte, die enge Welt der Herkunft, des Dorfes und der Kleinstadt, hinter sich zu lassen, die Kargheit der Nachkriegsjahre zu überwinden.

Dass mein Vater sich Marxist nannte und der Monopol-

bourgeoisie auf dem Papier einige Schnippchen schlug, dass er Ideologiekritik trieb, hätte seiner akademischen Karriere in den siebziger Jahren auch an einer westdeutschen Universität kaum geschadet. Er sah das anders. Seine Bundesrepublik war die der fünfziger, erlebt am unteren Ende der sozialen Hierarchie, in einer Ecke Norddeutschlands, die auf widerwärtige Weise braun gewesen sein muss. Er sprach nicht oft davon, und wenn er es tat, dann mit der Heiterkeit eines Davongekommenen.

Während Vater auf dem Teppich auf und ab ging, redete er wohl viel von Ideologie, aber es brauchte zunächst keine spezielle, damit aus meinen Eltern und mir gute DDR-Bürger wurden. Über die Republik hörte ich als Kind vor allem, dass sie gerecht sei, dass sie mit einer finsternen Vergangenheit gebrochen habe und dass ihr die Zukunft gehöre. Ich hatte anzuziehen, zu essen, Spielzeug, es ging von Jahr zu Jahr bergauf, wir lebten üppiger und konsumierten mehr. Ansonsten galt: «Frage nicht, was dein Land für dich tun kann, frage, was du für dein Land tun kannst.» In der DDR, dem Land im dauernden Ausnahmezustand, hatte diese *Maxime fatale* Folgen. Die Werte meiner Eltern, die ich selbstverständlich übernahm, gerieten mehrfach in Konflikt mit der Wirklichkeit des Sozialismus, bis die Spannungen Ende der achtziger Jahre unerträglich wurden. Dass es Spannungen immer gegeben hatte, dass die anfängliche Aufbruchsstimmung eine private, eine gegen den Gang der Dinge war, habe ich erst Jahre später erfahren.

Kurz nach meinem zweiten Geburtstag verbrachten meine Eltern die Ferien am Plattensee in Ungarn, und ich kann es ihnen nicht verdenken, dass sie mich Nervensäge – langsam laufend, rasch quasselnd – bei meiner geliebten Ersatzoma in Leipzig zurückließen. Während sie taten, was alle im Urlaub tun, marschierten die Armeen des Warschauer

Pakts in die Tschechoslowakei ein und beendeten den «Prager Frühling». Meine Eltern hatten große Sympathien für den «Sozialismus mit menschlichem Antlitz» und verabscheuten physische Gewalt. Nun waren sie schockiert. Ende August 1968 fuhr kein Zug durch die ČSSR zurück. In überfüllten Waggons wurden die Urlauber über die Sowjetunion umgeleitet und kamen erst Tage später zu Hause an. Unruhe, Ungewissheit und Gedränge müssen groß gewesen sein. Ein Mann – nur einer? – geriet unter die Räder eines Zuges.

In diesem Monat mag jene Schizophrenie entstanden sein, die sich, als ich älter war, auch bei mir bemerkbar machen sollte. Statt den eigenen Erfahrungen und Empfindungen zu vertrauen, wurde in die Zauberkiste des Wissens gegriffen, in größeren Zusammenhängen gedacht, wurden historische Notwendigkeiten beschworen. Dass die Amerikaner damals in Vietnam Krieg führten, Studenten in ganz Europa Marx lasen und sozialistische Losungen skandierten, bestätigte das Bild einer zweigeteilten Welt, das Bild vom Kampf zwischen progressiven und reaktionären Kräften. Wir Proletarier glaubten, auch wenn es Rückschläge gab, auf der Seite des unaufhaltsamen Fortschritts zu stehen. Doch all das habe ich erst viele Jahre später begriffen.

1968 verbrachte ich die Woche unter der Obhut von Ursel und Anne, Erzieherinnen in der Wochenkrippe der Karl-Marx-Universität. Zwei Dokumente meiner frühen Eingewöhnung sind überliefert. Da ist zunächst ein Blatt mit dem Titel «Angaben über die Entwicklung und Erziehung des Kindes innerhalb der Einrichtung». Es verzeichnet unter «Erziehungseinflüsse»: «Mutter: Studentin, Vater: Student» und endet mit der Spalte «Wie das Kind auf Grund der vorhandenen Leistungen zu fördern ist». Zusätzlich gibt es ein kleines Buch, in das die Erzieherinnen Mitteilungen an die

Eltern eintrugen. «Verhalten auf Gebot und Verbot: nicht nachhaltig beeindruckt, gekränkt», heißt es da. «Jens ist manchmal sehr ungezogen zu anderen Kindern, er haut sie. Bitte üben Sie mit ihm unterscheiden von groß u klein. Ursel» – «Bitte üben Sie mit Jens das Aufheben der gefüllten Tasse mit einer Hand, die andere Hand soll neben dem Teller flach auf dem Tisch liegen. Anne» – «Am Mittwoch ist Jens aus dem Bett gefallen – daher die Beule am Kopf. Sonst gab es keine weiteren Besonderheiten. Bitte üben Sie mit Jens das Unterscheiden von «viel» und «wenig». Ein schönes Wochenende wünscht Anne.»

Buch und Blatt künden vom unerschütterlichen Glauben an die Allmacht der Pädagogik. Es waren die Jahre der Kybernetik, und ich bin nach neuesten wissenschaftlichen Grundsätzen behandelt worden. Gebot und Vorbild, Aufmunterung und Hilfe, Kontrolle und Übung führten zum erwünschten systemkonformen Verhalten.

Im Alter von drei Jahren wechselte ich ins Nachbargebäude, den Universitätskindergarten. Die Welt hieß Schaukel, Sandkasten, Dreirad und Hadiatou, deren Zuneigung ich im Handstreich gewann und bis ins Alter von sechs Jahren behielt. Ihr Vater war aus Guinea-Bissau in unser Land gekommen, sie war wild und schien mir unvergleichlich schön. Später machte sie im DEFA-Kinderfilm Karriere und ging dann mit ihrer Mutter in den Westen, die Erste von vielen, die plötzlich und ohne Aussicht auf ein Wiedersehen verschwanden.

Weiter erinnere ich mich an nichts als an das leichte Kratzen der Synthetikstrümpfe, die ich gegen meinen Willen, den ich in Jähzornanfällen kundtat, allmorgendlich anziehen musste, und an die Ungeduld, mit der ich auf die Einschulung wartete, um endlich lesen zu lernen.

Kurz nach den Weltjugendfestspielen und dem Tod Walter Ulbrichts im Jahr 1973 war es so weit. Mein erstes Schuljahr begann wie die folgenden sechs damit, dass ich auf die Nase fiel. Der erste Unterrichtstag war immer und im ganzen Land der 1. September, Weltfriedenstag, Tag des deutschen Überfalls auf Polen. Mit einem Schulappell ging es los. Aus überforderten Lautsprechern dröhnten Lieder über den Hof: «Geh voran, Pionier / Deine Heimat ruft nach dir / Unsr Zeit eilt mit schnellen Schritten.» Lehrer und Schüler nahmen klassenweise Aufstellung, die meisten mit blauem, die Älteren mit rotem Halstuch. Dann sprach der Direktor, sprach kämpferisch und kurz, damit die Klassen bald wieder in die Zimmer trippeln konnten.

Für mich ging es nicht schnell genug. Das Blut zog sich aus dem Hirn in die Beine zurück, wo es dringender benötigt wurde. Nach einhelligem Bericht der Augenzeugen bekam mein Gesicht einen Grünstich, mir wurde schwindlig, schwarz vor Augen, und ich schlug der Länge nach hin, Mund und Nase im staubigen Kies. Helfende Hände zogen mich hoch und führten mich ins Sekretariat, wo ich an jedem 1. September ein paar Tropfen schlucken musste, deren Geruch sie als Medizin auswies. Dann folgten besorgte Fragen. Nein, die Eltern solle man nicht informieren, die hätten zu arbeiten, und auch ich müsse ja nun zum Unterricht.

Das Schulgebäude war ein herrlicher wilhelminischer Bau, weitläufig, trutzig, im Halbrund um einen eingezäunten Platz errichtet. Mit seiner großen Turnhalle und der Aula war er im selben Jahr vollendet worden wie das Völkerschlachtdenkmal, in dessen unmittelbarer Nähe wir damals wohnten: ein Bau, bereit, den Jahrhunderten zu widerstehen.

Etwas Wilhelminisches zeichnete auch, solange ich in Leipzig war, den Unterricht aus: streng in der Form, reformiert, modernistisch im Inhalt, ein Hang zum Großen kam

hinzu. Wir erhoben uns, wenn die Stunde begann, und begrüßten die Lehrerinnen im Chor. Bald gab es den wöchentlich wechselnden Klassendienst, der das in seine Hände nahm und den Pioniergruß zelebrierte: «Für Frieden und Sozialismus seid bereit!» – «Immer bereit!». Dazu hoben sich fünf Finger der flachen Hand über den Kopf, als säße dort das Käppi, das zur vollständigen Pionieruniform gehörte. Die Völker der fünf Kontinente stehen über dem Ich – das war die Botschaft des Grußes.

Der Einzelne sollte sich der Mehrheit unterordnen, die Regeln, darunter vernünftige wie übertrieben strenge, befolgen. Wer etwas sagen wollte, hatte sich zu melden, aufzustehen, in ganzen Sätzen zu sprechen. Wer auf die Toilette musste, sollte fragen, ob es erlaubt sei. Das Schulgebäude durfte nur in der Hofpause verlassen werden. Dann wurden die Kleinen aus den unteren Klassen im Kreis herumgeführt. Wer der Hofaufsicht auffiel, weil er ausscherte, schrie, rannte, bekam ebenso einen Tadel wie der, der in den Stunden schwatzte.

So belanglos das klingt, so wenig ist die DDR zu verstehen, wenn die kleinen, albernen Regeln übersehen werden. Sie erzogen zur Einordnung und boten dem Einzelnen zugleich die Möglichkeit, sich durch Befolgen oder Zuwiderhandeln auszudrücken, seine Position im Gesamtbetrieb zu bestimmen. Die Lehrer hatten Gelegenheit, die Regeln zu verfeinern oder auszusetzen. Da gab es welche, die Wert auf aufrechte Haltung des stehenden Schülers legten – «Stell dich mal anständig hin!» –, und solche, denen das gleichgültig war. Da gab es Schüler, die an ebendiesen Vorschriften früh schon scheiterten und lieber gar nichts sagten, als sich wegen ihrer hängenden Schultern und dem schlackernden Körper, der nicht stillhalten wollte, zurechtweisen zu lassen. Und wenn sie es doch versuchten, geschah es

oft genug, dass das unerbittliche «Und nun noch einmal in ganzen Sätzen!» ihren Auftritt ins Reich des Vergeblichen verbannte.

Zu dieser Kultur der Disziplinierung gehörte ein umfangreiches System von Lob und Tadel. An der 28. Polytechnischen Oberschule, wo man mir das Lesen beibrachte, wurde alles im «Muttiheft», einer kleinen Kladde in DIN A5, festgehalten, grüne Striche für Verfehlungen, rote Striche für buchenswert Anständiges und zu besonderen Anlässen ein «Bienenchen». Das Klassenbuch, in dem alle Zensuren – mal mit, mal ohne Mitteilung an den Zensierten – aufgezeichnet wurden, war für Schüleraugen eigentlich tabu. Aber wir lasen ständig darin und erfuhren so auch Adresse, Beruf und Familienstand der Eltern. Eine Spalte verzeichnete die Klassen- und Schichtzugehörigkeit: «An» für Angestellte, «A» für Arbeiterklasse, «I» für Intelligenz, mit «B» gleich Bauern hatte ich als geborenes Großstadtkind nichts zu tun. Die Sammlung von Auskünften über das familiäre Umfeld besaß den Charakter des Selbstverständlichen, obwohl die Erhebung mit besonderen Absichten verbunden war. Das soziale Leben, einschließlich Familie und Zweierbeziehung, galt als Objekt der Umgestaltung, ingenieurtechnischer Formung. Unter Honecker wurde davon weniger deutlich gesprochen als zuvor, aber das Ziel blieb.

Leistung und Folgsamkeit waren die höchsten Werte, und vielfach galt Folgsamkeit als besonders lobenswerte Leistung. An der Wandzeitung hinter uns hing – kindgerecht – ein aus farbigem Velourspapier ausgeschnittener Zug mit Lokomotive, einigen offenen Waggons und einem Schlusswagen mit roter Laterne. So sah die Bestentafel der 1b aus. Aus einem Klassenfoto waren die Köpfe der Mitreisenden sorgsam ausgeschnitten worden. Die Horterzieherin, eine ältere Dame, die nach Schulschluss die Kinder der Werk tätigen zum Essen

führte, beim Erledigen der Hausaufgaben beaufsichtigte und später mit Anleitungen zu Sport und Spiel nicht geizte, platzierte in allwöchentlich wechselnder Reihenfolge unsere Köpfe in diesem Zug. Ich war auf einen Platz im ersten Wagen, manchmal auch in der Lok abonniert. Ich war es, als wir am 7. Oktober 1973 den Geburtstag der Republik feierten, ich war es, als wir am 13. Dezember 1973, dem Geburtstag der Pionierorganisation, Jungpioniere wurden und einen himmelblauen Pionierausweis mit Emblem, Passbild und allerlei Geboten erhielten.

Dann begann das neue Jahr, und das Schulkollektiv besuchte eine Märchenaufführung im Kindertheater. Auf dem Rückweg kamen Mädchen aus der Parallelklasse abhanden. Ich lag längst im Bett, als eine besorgte Mutter bei uns daheim klingelte und aufgeregt fragte, wo ihre Tochter sei. Im gestreiften Schlafanzug vor der Bücherwand der Eltern stehend, konnte ich lediglich berichten, dass die Mädchen weitergefahren seien. Wohin? Ich wisse es nicht. Sicher bis zur Endhaltestelle der Straßenbahnlinie.

Am nächsten Tag ereilte mich ein Donnerwetter. Eine Erzieherin war an der Seite der verlorenen Kinder gewesen und hatte sie auf zeitraubenden Umwegen nach Hause geleitet, nichts war geschehen. Warum ich so entsetzlich gelogen hätte? Ich war mir keiner Schuld bewusst, musste aber dennoch zusehen, wie vor den Augen der Klasse mein Bild, die verträumte Larve mit den viel zu langen Haaren, aus dem ersten Wagen in den letzten umgesteckt wurde, wo ich zur Strafe Wochen zubrachte. Auf meine wütend gestammelte Erklärung, ich habe es doch nicht anders gewusst, wurde mir bedeutet, dann hätte ich schweigen sollen.

Dergleichen Kindereien, auch das kindliche Gefühl der Kränkung, sind mir noch mehrfach begegnet. Das niederschmetternd Dumme aber und der Grund, warum ich die

Nichtigkeit bis heute nicht vergessen habe, ist wohl, dass man dies nur mit denen machen konnte, die auf Besten- tafeln, Züge, Wandzeitungen etwas gaben. Wie habe ich Albert und Bernd, mit denen ich die Nachmittage tot- schlug, benediet, dass sie sich darum grundsätzlich nicht kümmerten.

Ich ließ die beiden und die seit diesem Tag zur Hexe ge- wordene Horterzieherin zurück, als ich mit Beginn des drit- ten Schuljahres in eine «Klasse mit erweitertem Russisch- unterricht», eine «R-Klasse», umgeschult wurde. Die Sprache der Freunde und der Weltrevolution stand für alle DDR- Kinder ab der fünften Klasse auf dem Lehrplan. Ich sollte sie bereits ab der dritten und besonders gründlich lernen. En- thusiastisch studierte ich das neue Alphabet.

Für ordentliche Unterweisung sorgten ein alter hagerer Mann, der Russisch seit seiner Kriegsgefangenschaft be- herrschte, und eine Russin, aus Tula, südlich von Moskau kommend. In Sekundenschnelle bedeckte sie die Tafel mit Vokabeln und griff, während wir abschrieben, zum Taschen- spiegel, zog ihre Lippen dunkelrot nach und legte Rouge auf. So etwas tat keine ostdeutsche Lehrerin. Ich lernte schnell, fast mühelos, gewann auch Russisch-Olympiaden und muss- te dennoch nach neun Jahren enttäuscht feststellen, dass ich einen Artikel aus der «Prawda» lesen, einen einfachen literari- schen Text jedoch nur mit Mühe verstehen konnte. Die Vo- kabeln und Themen entstammten der Welt der Produktion, des Tourismus und des Klassenkampfes. Ich konnte über die Hidroelektrostanzia, das Wasserkraftwerk, oder die Sehens- würdigkeiten Moskaus einen Vortrag halten, aber nur stam- meln oder formelhaft antworten, wenn es um Schönheit, Musik, Empfindungen ging, die Welt, in der ich lebte. Wir lernten ein Russisch für Funktionäre. Man stelle sich vor, dass Kinder zuerst mit Geschäftsendlich konfrontiert wer-

den, und man bekommt einen ungefähren Eindruck von der Fadheit, dem Offiziösen, Abweisenden, das den Russischunterricht in der DDR scheitern ließ.

In vielen Fächern war es ähnlich. Unter Indoktrination habe ich mir erinnerungsselig immer Friedens- und Freundschaftsparolen für Kindermund vorgestellt, bis mir ein Hefter aus der dritten Klasse wieder in die Hände fiel: Heimatkunde, das seltsamste unter allen ostdeutschen Unterrichtsfächern, ein Gemischtwarenladen des Wissenswerten. Wir notierten, neun Jahre alt, auf einem Blatt die «Großtaten der SU». Es waren drei. Erstens: «Ständiger Kampf um den Weltfrieden. Die Sowjetarmee ist die stärkste Militärmacht der Welt. Sie ist aber nicht nur durch ihre Waffen so stark. Es sind vor allem die Menschen, die ihr diese Kraft verleihen.» Zweitens: «Bewässerung der Wüsten: Zu den größten Leistungen, die die Werktätigen der SU vollbrachten, gehört der Bau des 800 km langen Karakumkanals.» Drittens: «Erforschung des Weltalls. Der 1. Mensch im Weltall war Juri Gagarin. Sein Flug am 12. April 1961 dauerte 108 Minuten.»

Das klingt harmlos und ist doch nicht viel anders, als wenn heute in den Schulheften der Drittklässler über das Dritte Reich stehen würde: «Ständiger Kampf gegen die Arbeitslosigkeit», «Bau der Autobahnen», «Erforschung des Atoms». Alles nicht falsch, aber so verschoben, dass es die Wahrheit nicht traf.

In anderen Heimatkundestunden ging es um Frühblüher, Baumarten, Berufe der Eltern, das Telefonieren am Münzfernsprecher. In der ersten Heimatkundearbeit des dritten Schuljahres habe ich, guter Schüler, der ich war, gewusst, dass Getreide zur Familie der Gräser gehört, dass es Laub- und Nadelbäume gibt, dass Wurzel, Stamm, Ast, Zweig, Blatt, Krone Teile eines Baumes sind. Unter achtens schrieb ich in derselben Leistungskontrolle: «Als Vertreter des Volkes, daß

sie sich um die Entressen des Volkes kümmern.» Wie mochte die Frage wohl gelautet haben? Ich kannte die «Entressen»-Vertreter. Unter den Namen der Getreidesorten Roggen, Hafer, Gerste stehen die von «Erich Honecker» und «Willi Stoph», als seien die beiden ein Naturphänomen, allein durch ihre Existenz schon gerechtfertigt.

So wuchs ich in den Sozialismus hinein, mit angeborener Neugier, von den Eltern gewecktem Wissensdrang, mit Leistungslust und der Gewohnheit, Regeln im Regelfall zu befolgen. Auch mit der Erwartung, dass mir Aufregendes bevorstehe. Unter dem Gesetz der Einpassung wurde ich groß, aber doch mit dem Gefühl, Einzigartiges zu erleben, in einer besonders schwungvollen, energiegeladenen Familie geboren worden zu sein. Neben der reglementierten, gleichförmigen Schule stand die Frische des Privaten.